

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich muß die gnädigste Baronin bitten, das zurückzunehmen. Ich bin nicht unwahr, niemals! Manchen Fehler mag ich haben, aber diesen nicht. Es ist ein Bedürfnis meiner Natur, immer wahr zu sein.“

„Dann bin ich neugierig, wie Sie mir den Gegensatz in Ihren eigenen Worten erklären wollen. Sie haben mir vorhin gesagt, Sie wüßten nicht, was der Staatsanwalt mit mir gesprochen hat.“

„Es ist genau, wie ich gesagt habe. Sie aber haben danach jetzt auch nicht gefragt. Sie wünschten zu wissen, was der Staatsanwalt mir über Sie mitgeteilt hätte, — das ist ein Unterschied. Und auf diese Frage muß ich die Antwort schuldig bleiben. Ich lüge niemals, — ich schweige, wenn ich nicht antworten will.“

Mit ihr ging eine merkwürdige, rasche Veränderung vor. Der Ausdruck der Festigkeit wich aus ihren Zügen, ein weiches, freundliches Lächeln flog darüber hin. Ebenso weich und freundlich war auch die Stimme, womit sie nun sagte: „Sie sind im Recht, wie ich sehe. Die Logik hat mich einen Augenblick im Stich gelassen, — das darf uns Frauen ja mitunter passieren. Und ich bin von starkem Temperament. Sie wissen, ich war beim Theater, wo ja das Temperament als Tugend gilt. Seien Sie mir nicht böse darum, ich wollte Sie nicht kränken. Und wenn Sie die Wahrheit lieben, so glaube ich, wir werden gut miteinander auskommen. Auch ich liebe die Wahrheit von ganzem Herzen.“

Einen Augenblick war es ihm, als wenn er ihre Hand ergreifen und küssen müßte, als wenn es an ihm wäre, sie um Verzeihung zu bitten. Aber sein sich immer neu verwirrendes Empfinden machte seine Lippen auch jetzt wieder stumm und ließ ihn ungeschickt, verlegen vor ihr stehen.

„Wollen Sie mir nicht verzeihen?“ fragte sie nach einer kleinen Pause mit nervös zusammengezogenen Augenbrauen.

Da siegte in ihm das warme Gefühl. „Doch, doch, Baronin, — und seien Sie mir auch nicht böse, daß ich heftig war.“

„Gewiß nicht. Lassen wir die Sache ruhen. An dem allen ist ja nur dieser Staatsanwalt schuld. Er hat uns beide aus dem Gleis geworfen. Mir hat er unerhörte Dinge gesagt und Ihnen hat er Mißtrauen gegen mich in das Herz gelegt. Ich weiß und fühle das, ohne daß ich es von Ihnen höre. Er hat mich bei Ihnen verlästert, — jawohl, verlästert! Glauben Sie mir, dieser Herr hat sich in seine juristischen Theorien verrannt und verfolgt eine vollkommen falsche Spur. Der Sänger, den er für den Mörder hält, ist ebenso unschuldig an der Tat wie Sie. Er ist ein Unglücklicher, der tiefstes Mitleid verdient. Er

war ein großer, echter Künstler, — wie oft hat er als Botaniker neben mir auf der Bühne gestanden, wenn ich die Grünhilde sang! Aber die Künstler verstehen selten, in die Scheuern zu sammeln, wenn Erntezeit ist. Auch er hat es nicht gekonnt. Nun kam sein Schicksal, er verlor die Stimme, und aus dem gefeierten Sänger ist ein armer, elender, hilfloser Mensch geworden, der sich eines Tages heimlich, schamvoll zu mir schlich und mich um Hilfe bat. Ich mußte ihn wiederbestellen auf ein anderes Mal. Denn ich wollte nicht nur ein Almosen geben, ich wollte ihm helfen, sich eine neue, wenn auch bescheidene Existenz zu gründen. Dazu reichten im Augenblick meine Mittel nicht aus. Ich schrieb ihm dann, als ich sie mir verschafft hatte, und bestellte ihn in den Park, weil er in seiner Abgerissenheit sich scheute, von andern Menschen gesehen zu werden. Das ist alles, und ich meine, daß dies nun mir keine Unehre macht. Der Herr Staatsanwalt aber konstruiert daraus einen Schuldverdacht gegen den Unglücklichen und unerhörterweise auch gegen mich selbst. Erst heute hat er die Stirn gehabt, mir gegenüber das anzudeuten. Mein Trost ist aber, daß niemand außer ihm an diese Fabel glauben kann und glauben wird!“

Sie hatte sich immer mehr hineingeprochen in die Leidenschaft und ging jetzt mit raschen Schritten zum Fenster, an dem sie einen Augenblick von ihm abgewandt stehen blieb, als wenn sie sich fassen und beruhigen wollte. Dann, da er stumm an seinem Platze verharrte, kehrte sie sich plötzlich wieder zu ihm um und kam hastig auf ihn zu.

„Sie schweigen, Baron, — warum schweigen Sie denn?“

Er suchte nach Worten. „Was soll ich sagen?“

„Habe ich mich getäuscht? Gibt es außer diesem Herrn von Sieglitz noch einen zweiten Menschen, der mich eines gemeinen, heimtückischen Verbrechens für fähig hält? Hat er wirklich Gehör bei Ihnen gefunden, und sehen auch Sie nun in mir die hinter den Kulissen Mänke spinnende Anstifterin eines Mordes? Ist das möglich? Antworten Sie mir, — ich verlange das von Ihnen!“

In furchtbarer Verwirrung stand Bassow ihr gegenüber. Vertrauen, Zweifel, Fragen wogten wild in ihm durcheinander und verschlossen seine Lippen in ihrem Widerstreit. Er fand keine Antwort, als ein vieldeutiges Achselzucken, als eine unsichere Bewegung der Arme.

„O, ich verstehe Sie auch ohne Worte! Sie haben vorhin gesagt, wenn sie nicht lügen wollen, schweigen Sie. Nun weiß ich, was Ihr Schweigen bedeutet, nun weiß ich, daß auch Sie, dessen Namen ich trage durch meinen Mann, mich eines abscheulichen Verbrechens für fähig halten.“

„Lassen Sie mich Ihnen sagen —“

„Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu sprechen. Verlassen Sie mich auf der Stelle. Nur das eine noch: ich sprach vorhin von meinem Bleiben hier im Schlosse für das nächste halbe Jahr. Davon kann jetzt keine Rede mehr sein, obwohl es mein Recht ist. Sie reisen morgen, und

wenn Sie zurückkommen, werden Sie mich nicht mehr hier finden.“

„Ich hoffe, Sie werden sich das noch überlegen, Baronin. Lassen Sie uns beiden Zeit, uns zurechtzufinden. Man hat uns beide aus unserm Gleis geworfen, wie Sie selbst vorhin sagten. So vieles spricht für Sie, aber — verzeihen Sie — auch manches gegen Sie. Lassen Sie mich überlegen, zu Bestimmung kommen! Unter normalen Verhältnissen werden wir alles, was geschehen ist und zu geschehen hat, ruhiger betrachten und erwägen können.“

„Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu sprechen. Verlassen Sie mich.“

Er zauderte noch einen Augenblick, dann aber ging er mit stummer, tiefer Verbeugung hinaus.

Sechstes Kapitel.

Wohl noch niemals hatte sich Bassow in solcher tieferen Verwirrung und Unsicherheit befunden wie an diesem Tage. Zuerst freilich, nachdem er die Baronin verlassen hatte, überwog der Eindruck ihrer Persönlichkeit alle anderen Einflüsse und Gedanken. Ueberzeugend wie die Wahrheit selbst hatte sie vor ihm gestanden. Kein Ton, kein Wort war unecht und berechnet erschienen. Er hatte Momente, in denen er sich sagte: „Du bist ein Lump, wenn du an dieser Frau zweifelst!“ In denen es ihn trieb, wieder zu ihr hinüberzustürmen und sie anzusehen um Vergebung.

Je mehr aber der schöne Glanz ihrer Augen, der tiefe Klang ihrer Stimme in seiner Vorstellung ermatteten, um so größerer Macht gewannen die klugen Auseinandersetzungen des Juristen über ihn. Ja, niemand hatte, soweit sich's erkennen ließ, ein größeres Interesse am Tode seines Veters gehabt, als diese Frau, deren Liebe schon längst erkaltet war. Den Raubmord konnte der Täter geschickt fingiert haben; der wahre Zweck war es dann gewesen, die Vollendung des neu geplanten Testaments zu verhindern.

So redete sich Bassow nach und nach wieder in Mißtrauen und Jorn gegen sie hinein und kämpfte damit gegen ein häßliches Mißbehagen über sein eigenes Verhalten gegen sie. Und indem er sich das alles in den dunklen Stunden einer abermals beinahe schlaflosen Nacht immer wiederholte, fand sein Mißtrauen eine seltsame Bundesgenossin an einer zweiten Frauengestalt. Ein Ereignis, das zu vergessen er seit Jahren gelämpft hatte, wachte wieder auf und bedrängte ihn aufs neue. Es war die große und nach seinem Glauben einzige Liebe seines Lebens, die mühsam unterdrückte Qualen in dieser Nacht erneuerte. Bassow hatte wenig in der großen Welt gelebt. Nur die Militärdienstzeit, ein paar Semester auf der Universität und zwei Reserveübungen bei seinem früheren Regiment in Breslau hatten das gleichmäßige Leben auf der heimischen Scholle mit bunteren Farben unterbrochen. Bei der letzten Reserveübung war es gewesen, als er sich in eine Wagnerfängerin des Stadttheaters mit einer plötzlichen, stürmischen Leidenschaft verliebte. Bis dahin hatten die Frauen kaum eine Rolle in seinem Leben gespielt. Nun sah er sich fortgerissen von einem reißenden Strom. Was an Romantik im tiefsten Grunde seiner stillen, auf praktische Werte gerichteten Natur geschlummert hatte, wachte damals auf. Es war ein kurzes, großes Glück, und eine zerschmetternde Enttäuschung. Maßloses Vertrauen, grenzenlose Verehrung wurden mit frecher Treulosigkeit vergolten. Und als er bebend vor Jorn und Schmerz vor der Sängerin stand, immer noch in der unsinnigen Hoffnung, sie könne sich mit ein paar Worten rechtfertigen, da sagte sie lachend:

„Zweierlei mußt du beim Theater nicht suchen: Treue und Wahrheit. Unser Beruf ist das Täuschen und Lügen, es wird jeden Abend aufs neue von uns verlangt. Da machen wir's auch im Leben wie auf der Bühne, — wir alle.“ Diese Worte — mühsam nur halb vergessen — klangen mit lebensvoller Grausamkeit wieder an sein Ohr. Aber sie kamen aus einem andern Munde. Das Frauengesicht, dessen Anblick für ihn die größte Wonne und der größte Schmerz des Lebens gewesen war, hatte sich verwandelt. Er sah nur noch das Antlitz der Baronin. Und von ihren Lippen klang es ihm entgegen: „Wir lügen alle, — wir vom Theater.“ Es fiel ihm ein, daß dies tief in seine Seele gepflanzte Mißtrauen gegen die Bühnenmenschen es auch gewesen war, was ihn abgehalten hatte, die Frau seines Veters früher schon kennen zu lernen. Seine übrigen Verwandten hatten sie aus anezogenem Vorurteil abgelehnt, er nicht. Im Gegenteil, — was an Idealismus und Romantik auf dem Grunde seines Gefühlslbens lag, war aufgewacht in

der Berührung mit dem Theater. Aber niemals war er über die große Täuschung hinweggekommen, die seiner tief eingewurzeltten Wahrheitsliebe zuteil geworden war. Seit jener Stunde hatte das Theater für ihn die Lüge bedeutet.

Die ganze Bitterkeit wachte wieder in Bassow auf, und als der neue Tag angebrochen war, hatten Jorn und Mißtrauen abermals gesiegt. In der Frühe des Morgens trat er an ein Fenster seines Zimmers, das in dem einen Flügel des Schlosses lag, schaute über die lange Terrasse weg nach dem andern Flügel hin, wo die Baronin hauste, und flüsterte aufs neue sein drohendes: „Hüte dich vor mir!“ Zugleich aber stand er lange Zeit am Fenster und wartete, ob nicht der Schatten einer Frauengestalt sich dort gegenüber zeigte.

Dann trat er seine Reise an, ohne ihr noch einmal begegnet zu sein. Von Stunde zu Stunde wuchs die Entfernung zwischen ihm und ihr, und als er das heimatische Gut erreicht hatte, lagen viele Meilen zwischen ihnen. Aber es war seltsam: je größer die Entfernung sich ausgedehnt hatte, um so geringer waren Bitterkeit, Mißtrauen und Haß in ihm geworden. Im Anblick der weiten, friedlich daliegenden Welt schien seine Seele sich gesund zu baden. Es war ihm, als wenn er aus einem Krankenzimmer herausgetreten wäre in gesundes Leben, wo man die Dinge mit andern Augen sieht. Als er nun in der altgewohnten Umgebung in gewohnter, angespannter Tätigkeit war, da kam ihm der Verdacht gegen die schöne Frau mit jedem Tage mehr wie ein wüßtes Traumgebilde vor. Wo war denn ein Beweis, ein wirklicher, schlagender Beweis gegen sie für solch ein abenteuerliches Verbrechen? Er fragte sich's immer häufiger, und zugleich begann etwas anderes, das er selbst noch nicht verstand, oder sich nicht eingestehen mochte, stärker und stärker in ihm zu arbeiten. Eine bohrende, nagende Sehnsucht war es, vor der festgesetzten Zeit von zehn Tagen wieder nach Schloß Garchim zurückzukehren. Er redete sich ein, seine baldige Anwesenheit sei nötig auf der großen Besichtigung, er könne die Leute bei ihrer Tätigkeit am besten beobachten, wenn er unerwartet wieder unter sie trate. Aber diese Gründe konnten das Klopfen seines Herzens nicht erklären, das er fühlte, sobald er an Garchim dachte. Und er dachte bald nichts anderes mehr als das. Er arbeitete ein paar Nächte durch, um zeitiger abreisen zu können. Und als er dann wirklich zwei Tage vor dem bestimmten Termin im Zug saß, da hob ein tiefer, befreiender Atemzug seine Brust.

Er hatte sich nicht angemeldet und ging zu Fuß von der Station zum Schloß. Ueberall traf er die Leute bei fleißiger Arbeit: offenbar hatte die Herrenhand nicht gekehrt in seiner Abwesenheit. Als der Verwalter ihn überrascht grüßte, tat er ein paar Fragen über den Stand der Arbeiten, um dann hinzuzufügen: „Ist Frau Baronin schon abgereist?“ Und als die Antwort kam: „Nein, soviel ich gehört habe, will sie übermorgen fahren,“ sagte Bassow mit erkünstelter Gleichgültigkeit: „Sie braucht es noch nicht zu wissen, daß ich zurück bin. Niemand soll es ihr sagen.“

Dann ging er eiliger vorwärts. Es war ein heißer, schöner Nachmittag; ein Duft von reisendem Getreide schwebte in der Sommerluft. Warme Freude beflügelte Bassows Gang, die er als Herrengefühl beim Anblick des reichen, ihm vom Schicksal zugeworbenen Besitzes deutete. So kam er zum Schloß, gab auch dort Auftrag, von seiner Ankunft vorläufig nicht zu sprechen, und betrat sein Zimmer mit einer heißen, unverständenen Unruhe im Herzen. Sobald er sich notdürftig wieder eingerichtet hatte, ging er zum Fenster, das nach dem andern Schloßflügel hinübersah, und spähte, hinter dem Vorhang verborgen, lange nach jener Seite. Doch blieb alles ruhig und unbelebt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spionin.

Skizze von Alex. von Basse.

Im Sommer 1912 war es, am Strande von Scheveningen. Sie waren allein in dem weißen Zelt. Agni von der Braacht bohrte mit der Spitze ihres weißbelleideten Fächchens ungeduldig im Sande und erwartete voll Spannung Rüdiger von Seekens Liebeserklärung. Warum zögerte er so lange damit? — — —

Agni von der Braacht, die Tochter des Kakaokönigs, war es nicht gewöhnt, daß man sie warten ließ. Ihr Herzchen pochte schnell und heiß, und so gern wollte sie glauben, daß nicht dem Krönlein der Millionenerbin, das über ihrem goldblonden Köpfchen schwebte, sondern ihrer Lieblichkeit allein Rüdiger von Seekens

Berehrung galt. Noch keinem war sie je so weit entgegengekommen, wie gerade ihm, aber noch immer sprachen nur seine Augen aus, was sie so gern in Worten von ihm zu hören wünschte. Und in drei Tagen ließ sein Urlaub ab, er mußte zurück zu seinem Regiment, nach Deutschland.

Den Tag zuvor war eine Dame, die sich zu weit ins Meer hinausgewagt, beinahe ertrunken, aber von einem Herrn noch im letzten Augenblick gerettet worden. Daran anknüpfend, fragte jetzt Agni mit kindlich herausforderndem Lächeln:

„Soll ich das auch einmal machen, damit Sie mich retten können, Herr von Seelen?“

„Nein, machen Sie das lieber nicht,“ erwiderte er.

„Warum nicht?“

„Weil ich Sie nie in einer Gefahr sehen möchte, die Leben für Leben fordert!“

„Warum nicht?“ fragte sie noch einmal und blickte mit ihren dunkelblauen, von seidigen Wimpern umschleierten Augen schelmisch zu ihm auf. Da wurde sein dunkelgebräuntes Gesicht um noch einen Schein dunkler. In seinen grauen Augen flammte es auf, und endlich kam, was sie so lange ersehnt.

„Weil ich Sie liebe, Agni!“ sagte er leise, und sie triumphierte. Ruhig hörte sie zu, als er weiter sprach und sie bat, die Seine zu werden. Ja, das wollte sie von ganzem Herzen gern, aber in jugendlichem Uebermut beschloß sie, ihm den Sieg nicht zu leicht zu machen, auch ein bißchen strafen wollte sie ihn für sein langes Säubern, und so fragte sie neidend:

„Wissen Sie denn, daß Papa geschworen hat, mir keinen Helfer Mitgift zu geben, damit ich nur ja nicht einem Mitgiftjäger in die Hände falle?“

„Das wußte ich nicht,“ gestand er errötend, „aber das ist auch einerlei, denn ich —“

„Sie weisen auf die Mitgift — ja?“ unterbrach sie ihn lachend, aber er blieb ernst.

„Jedenfalls lege ich keinen Wert darauf, denn zum Glück bin ich in der Lage —“

„Ihrer zukünftigen Frau eine bescheidene Existenz an Ihrer Seite zu bieten, nicht wahr?“ unterbrach ihn abermals Agni und lachte, wie über einen guten Witz.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er tonlos, und der Teufel trieb das verwöhnte Kind an, ihn noch ein bißchen mehr zu verlegen. Agni wollte nachher alles wieder gutmachen.

„O, ich meine,“ erwiderte sie heiter, „das wäre nichts für mich, denn ich habe immer entsetzlich kostspielige Wünsche, und Papa sagt, ich dürfte nur einen Mann heiraten, der mindestens ebenso reich sei, als er selbst es ist.“

Seelen erhob sich, stand nun in seiner ganzen Größe vor ihr. Sein Gesicht war blaß geworden, und seine Augen blickten so ernst auf sie herab, daß es Agni ganz bange ums Herz wurde.

„So reich bin ich allerdings nicht,“ sagte er kalt, doch mit Wärme fügte er hinzu: „Nicht Millionen, aber ein Herz voll treuer und tiefer Liebe bietet ich Ihnen, Agni!“

„Und wie hoch taxieren Sie das?“ fragte sie keck.

Da schoß das Blut gleich einer Flamme über sein Gesicht, und seine Augen blühten sie voll zorniger Verachtung an, als er rasch erwiderte:

„Jedenfalls hat es keinen Heller Wert für Sie, wie ich sehe! Verzeihen Sie, daß ich es überhaupt erwähnte!“

Eine kurze Verbeugung, und ehe Agni van der Braacht sich von ihrer Verblüffung erholt, war er gegangen. Sie sah ihn auch nicht wieder, denn noch am gleichen Tage verließ er, ohne Abschied von ihr zu nehmen, Scheveningen.

*

Es war im Kriegsjahr 1915. Im Speisewagen des von Osten nach Berlin eilenden Zuges war es voll von Offizieren, die von der Front kamen. Nun kam der kleine Ulanenleutnant Branden sporensitzend herein und nahm an dem Tischchen Platz, an dem sein Regimentskamerad Rittmeister von Seelen soeben ein saftiges Lendenstück mit Bratkartoffeln verzehrte. Sie waren beide seit Kriegsbeginn zum ersten Male auf dem Wege zu kurzem Heimaturlaub. Branden trug das schwarzweiße Ehrenband im Knopfloch, Seelens Brust aber schmückte auch das schlichte Eiserne Kreuz Erster Klasse.

„Du, Seelen, in meinem Urteil sitzt eine Spionin!“ sagte Branden mit wichtiger Miene, denn auf ihn hatte der rote Anschlag im Wagen gang, mit der Warnung vor Spionen tiefen Eindruck gemacht.

„Ist sie wenigstens häßlich?“ fragte Seelen und schenkte sich gleichmütig Bier ein.

„Reizend! Darum um so gefährlicher!“

„Na, verließ dich nur nicht, mein lieber Junge!“

„I wo! Allerdings, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie eine Spionin ist, dann —“

„Also überzeugt hat sie dich schon davon?“

„Na — wie die mich ausgefragt hat! Erst wollte sie wissen, welchem Ulanen-Regiment ich angehörte, und wo ich überall gekämpft hätte, dann interessierte sie sich plötzlich rasend für die Deter Ulanen.“

„Mein altes Regiment!“

„Ja, fragte, ob viele Offiziere dieses Regiments schon gefallen wären, wo es zurzeit kämpfte, welchem Armeekorps, welcher Division und Brigade es angehöre. Na — nun wurde mir die

Fragerei verdächtig, und ich sagte, daß ich leider nicht in der Lage wäre, ihr darüber Auskunft zu geben.“

„Und dann?“

„Ja, daraufhin bat sie mich ganz naiv, ich sollte mich doch bei meinen im Zuge anwesenden Kameraden erkundigen und ihr dann die gewünschte Auskunft geben.“

„Spricht sie denn Deutsch wie eine Deutsche?“

„Nicht ganz, wenn auch fließend, aber ich weiß nicht, welcher Nationalität sie angehören könnte. Jedenfalls ist sie weder Engländerin, noch Französin.“

„Vielleicht Belgierin oder Holländerin?“

„Nach 'ner Holländerin sieht sie mir nicht gerade aus. Sie hat jedenfalls ganz wundervolle, dunkelblaue Augen mit prachtvollen Wimpern, die von Zeit zu Zeit wie Schleier herabsinken.“

Jetzt rief ein älterer Offizier, der eben hereingelommen war, Branden an, und dieser ging zu ihm, ihn zu begrüßen. Kurze Zeit blieb Seelen an seinem Tisch allein, trank langsam seine Tasse Kaffee aus und steckte sich nachdenklich noch eine Zigarette an.

Wundervolle dunkelblaue Augen mit prachtvollen Wimpern, die wie Schleier herabsinken! Solche Augen hatte er einmal gekannt, und was er darin zu lesen geglaubt, war Mitleid gewesen. Als herzlose kleine Kokette hatte er sie erkannt, diese süße, kleine Agni van der Braacht, und doch — konnte er sie nicht vergeßen. Noch immer nicht! — — —

Branden kam zurück.

„Du, Seelen, komm doch mal mit, sieh dir meine Spionin an!“

Mechanisch erhob sich Seelen und folgte dem jüngeren Kameraden zu dem Halbbau, in dem die Gefährliche sich befand. Branden öffnete die Türe, und hinter ihm stand, ihn überragend, Seelen. Da erfolgte ein zweifacher Ruf der Ueberraschung, und verblüfft wendete Branden sich zu dem Fremden herum:

„Wie — du kennst sie?“

Aber Seelen antwortete nicht, denn schon stand die junge Dame in der Tür, streckte ihm eine zitternde Hand entgegen, und rasch überließ Branden die Situation, zog sich diskret zurück.

Rüdig von Seelen stand in dem kleinen Halbbau Agni van der Braacht gegenüber.

„Sie in Deutschland, Fräulein van der Braacht?“ fragte er, nur um etwas zu sagen.

„Ja, endlich!“ erwiderte sie. „Sie wissen gar nicht, wie schwer das zu machen war! Papa ließ mich nicht fort, und ich mußte mir heimlich alle nötigen Papiere verschaffen, mußte heimlich nach Deutschland entfliehen!“

„Aber warum das?“

„Ich mußte Sie suchen!“

„Mich — —?“

„Ach, Herr von Seelen, Sie wissen ja nicht! Seit der Krieg begann und das große, entsetzliche Sterben, machte mich der Gedanke fast wahnsinnig, Sie könnten getötet werden, ehe Sie mir vergaben! Ja — ja!“ fuhr sie hastig fort und faltete die Hände. „Und jetzt, wo ich Sie endlich gefunden habe, jetzt sagen Sie mir: Können Sie vergeben, was damals ein eitles, übermütiges Kind sprach, das seitdem längst erkannte, was es damals noch nicht gewußt hat?“

Sie schwanke, und unwillkürlich erfaßte er ihren Arm, sie zu stützen, sah ihr dabei in die stehenden blauen Augen.

„Was haben Sie erkannt, was?“ fragte er.

„Daß keine Millionen der Welt es aufwiegen können, das Herz voll treuer und tiefer Liebe!“ rief sie, denn sank sie auf den Sitz nieder und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Nur einen Moment noch zögerte er, dann setzte er sich neben sie, umfaßte sie, zog sie an sich.

„Agni!“ sagte er weidlich, und sie sah durch Tränen, aber mit einem Anflug ihres alten schelmischen Lächelns zu ihm auf.

„Kann ich es noch haben?“ fragte sie zitternd, und er küßte sie auf die fragenden Lippen.

„Mein Herz wohl, Agni, aber — die anderen kostspieligen Wünsche, die . . .“

„Still!“ unterbrach sie ihn und schlang ihre Arme fest um seinen Hals. „Ich habe ja nur noch einen Wunsch! Dich — Rüdig!“

*

Bier Wochen später war der kleine Leutnant Branden Zeuge der Kriegstrauung zwischen seinem Freunde, dem Rittmeister Rüdig von Seelen, und Agni van der Braacht, der reizenden — Spionin!

Der Nelkenstrauch.

Von Paul Alexander Schetterer.

Am Tage nach ihrer Hochzeit trennte sie der Krieg, der wahllos in die verschwiegeneiten Nester griff, die sich das Glück gebaut hatte. Mit einem Ruck, in dem noch die bräutliche Scheu glühte, nahm sie von ihm Abschied, mit einem Lächeln um den Mund, in das die Augenwimpern salzigen Tau tröpfeln ließen.

Als sie vom Bahnhof heimkam, stand ein frischer Nelkenstrauch auf ihrem Tische. Sie erschau. Plötzlich entsann sie sich. Er hatte ja noch in den letzten Tagen sie nach ihren Lieblingsblumen ge-

fragt. Sie hatte heimlich gelacht ob seiner Frage. Nun verstand sie. Er hatte ihr einen heimlichen Gruß gesandt, der Blick und Mund überdauern sollte. Sie stand vor den Blüten, die sie wie ein lebendiger Gruß von ihm vertraut anlächelten, und kostete noch einmal die letzten kurzen Augenblicke des Zusammenseins mit ihm.

Die Blumen standen blühend Tag für Tag und füllten ihr Zimmer mit süßem Atem. Sie vertraute sie mit ängstlicher, mütterlicher Sorge. Als sie weck wurden, sammelte sie jedes verdorrte Blütenbüschel zärtlich wie ein heiliges Andenken.

Eines Morgens trat sie ins Zimmer und erschrak. Ein frischer Nesselstrauch mit prallen leuchtenden Blütenkerzen stand auf ihrem Tisch. Das Mädchen berichtete achselzuckend, daß er abgegeben worden sei. Sie nickte und lächelte. Ihre bleichen Wangen färbten sich mit einem zarten Rot vor Glück und Erregung. Obwohl sie ihn fern in Flandern wußte, war ihr doch, als weile er bei ihr in diesem Zimmer. Sie empfand durch sein Blumen-geschenk seine Nähe körperlich und seelisch und Sorge und Angst wich still von ihrer Seele.

Sie hegte die Blumen mit doppelter Sorgfalt, denn daß es ein Gruß von ihm war, wußte sie nun, da er es ihr brieflich nicht gelangt hatte.

Sie war kaum überrascht, als nach Monatsfrist wieder ein frischer Strauch ihr Zimmer schmückte, und dennoch war ihr wie eine Bestätigung ihres Glücks, sie nahm es als süße, lebendige Kunde von ihm, der nun schon lange, so traumhaft lange von ihr fern war.

Seine Briefe las sie mit dürstender Seele, mit innerer Verzagttheit und schmerzendem Mitleid. Sie waren so anders als er. Dit war ihr, als habe sie eine fremde Hand geschrieben. Seine Blumen aber, die jeden Monat kamen, begrüßte sie mit innerem Jubel, als habe er jede Blüte selbst für sie ausgewählt, und war doch fern, tief in Feindesland.

Mit einem Male blieben seine Briefe aus. Sie wartete von Tag zu Tag. Nächte hindurch wachte und weinte sie. Die Blumen welkten im Glase; wie, wenn er keine frischen mehr senden würde.

Und mit fiebernder Spannung erwartete sie den Tag, an dem sie auf seinen lebendigen Gruß hoffen durfte. Durfte sie denn noch hoffen? Sie lächelte bitter über ihre kindische Erwartung. Seit anderthalb Monat war keine Zeile von ihm gekommen.

Milde schlich sie zu ihrem Zimmer. Als sie die Tür öffnete, blieb sie mit bebenden Knien am Pfosten gefest. Da stand ein frischer Strauch von ihm. Sie strich sich über die Augen. Sie betastete wie im Traum die Blüten. Wie ein Hauber lösten sich Schmerz und Qual von ihrer Seele. Mit freudestitternden Fingern drückte sie die Blumen an ihre Brust. Das Bewußtsein des sicheren glücklichen Ueberwindens schlug in ihr Wurzel. Noch lebte er, noch grüßte er sie. Nochte er nicht schreiben, sie wollte nicht fragen, warum. Dennoch, er lebte. Sie war seiner sicher.

Sie war seiner sicherer als je. Sie hörte nicht das Raunen um sich, das sich nun um sie erhob. Sie sah nicht die verhärmten Gesichter der Mutter, der Verwandten, sie hörte nicht die wohlmeinenden Trostworte der Freunde. Fernsichtig war ihr Geist geworden.

„Er lebt,“ lächelte sie sieghaft, aber sie verriet nicht das Geheimnis ihres Wissens, sie gab es nicht preis. Genügte es nicht, daß sie es wußte?

Und der frische Nesselstrauch, der inzwischen wieder im geschlossenen Glase wie von selbst erblüht war, schien ihr zuzulächeln: „Daß dich nicht beirren, glaub uns, nicht ihnen!“

Sie brachten ihr die Verurteilten. Da stand sein Name, sein Regiment und dahinter: gefallen.

Sie schüttelte den Kopf. Sie wußte es besser.

Man drängte in sie, schwarze Kleider anzulegen. Sie ließ sie alle lächelnd gewähren.

Im schwarzen Kleide steht sie vor ihren frisch leuchtenden Nellen. Ihre weißen Lippen küssen die verblühenden Blumen und hauchen: er lebt, er wird wiederkommen . . .

„Und wann werden sie aufhören, diese Nesselsträuße in das Haus der jungen Witwe zu senden?“

„In einem halben Jahre, solange bindet mich die Verpflichtung,“ entgegnete der Blumenhändler, „die Blumen sind damals im voraus bezahlt worden.“

Büchertisch.

— Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek. Nr. 5811, 5812. In russischer Gewalt. Selbsterlebtes aus dem Beginn des Weltkrieges. Von Carl von Maigdorf. Mit einem Bildnis des Verfassers. (160 S.) In Leinen 80 Pf. In packender Weise schildert der Verfasser seine zu Anfang des Krieges unter der Begründung des Spionageverdachts vollzogene Gefangennahme in Riga, wo er als Leiter des Deutschen Theaters jahrelang gewirkt hatte. — Nr. 5813. Im Felde. Heitere und ernste Kriegserlebnisse. Von Oskar Kifian. 2. Band. (100 S.) Inhalt: Front Neujahr! Der erste Treffer. Der Spion, Kameradschaft. Kriegs-

freiwillig. Zwischen den Feuerlinien. Durchschneide. Auf Vorposten. Maulwurfsarbeit. Auf Urlaub. — Nr. 5814. Berichte aus dem Großen Hauptquartier 1914/15. Herausgegeben von Karl Wille. 3. Band. (104 S.) — Nr. 5815. Musiker-Biographien. 3. Band. Zelter. Von Georg Richard Kruse. Mit Zelters Bildnis. (99 S.) Der Berliner Altmeister, unsterblich geworden durch den Briefwechsel mit Goethe, der Lehrer einer ganzen Musiker-Generation, aus der Mendelssohn, Meyerbeer, Otto Nicolai besonders hervorrangen; der vorbildliche Organist der Singakademien und Liedertafeln und der Schöpfer zahlreicher zum Teil noch heute in seiner Komposition vollstimmlicher Goethe-Lieder, entdehnte bisher einer zusammenfassenden Lebensbeschreibung. — Nr. 5816. Verühmte Kriminalfälle. Nach dem Neuen Pitaval und anderen Quellen. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. 10. Band: Der Barrer und Magister Timius, ein Raubmörder aus Bacherjammelnout. Bearb. von Ernst Arnold. (96 S.) — Nr. 5817. Die Heidelerche und andere heitere Geschichten. Von Maria Stona. (101 S.) Inhalt: Die Heidelerche. Der sterbende Darda. Der Länger. Die Fräul'n Zintchi aus Meppersdorf. Großmutter's Geburtstag. Das erste Tod. Das Modell. Diese humanistischen Erzählungen spielen zumeist in der österreichisch-schlesischen Heimat der durch ihre Lyrik bekannten Verfasserin. — Nr. 5818. Der Weltkrieg 1914/15. Gesammelte Berichte von Generalmajor v. Loebell. 2. Band: Von der Einnahme von Lodz bis zur Befreiung von Lemberg. (92 S.) — Nr. 5819. Puppen-theater. Von Franz Boeci. Mit einem Vorwort und Fingerzeigen für die Aufführung herausgegeben von Max Eickmeyer. 3. Band: Kaktus, die Totosblume, oder Kasperl in Aegypten, und Kasperl in der Türkei (44 S.) — Nr. 5820. Die schöne Czokolauerin. Novelle. Von Adolf Gerstmann. (95 S.) Die von den blauen Fluten der Adria umspielte Insel Curzola, das dalmatinische Küstenland und der Bord eines österreichisch-ungarischen Panzerkreuzers — das sind die Schauplätze dieser Novelle.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Der Verein beabsichtigt von nächster Woche an Koch-vorführungen im Hause Neustadt 61 zu veranstalten. Es soll zunächst das Braten ohne Fett in der Döte gezeigt werden. Näheres wird bekannt gemacht an unseren Anschlagtafeln und im Anzeigenteil des „Siegener Anzeigers“.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Endwienersuppe, Rindsbraten, Gelbe Rüben mit eingemachten Erbsen, Kartoffeln.
- Montag: Suppe von den Bratenknochen, gebickt mit Sago, Mops und Maffaroni.
- Dienstag: Erbsensuppe, Kartoffelpfannkuchen, Apfelpfirsich.
- Mittwoch: Fleischbrühlsuppe mit Reis, Ochsenfleisch, Weißkrautgemüse (zubereitet wie Wirsing), Kartoffeln.
- Donnerstag: Bohnenbraten, nach Frau Priesters Kochanweisung, Rotkraut, durchgebrühte Kartoffeln, Wildreis (im Bratofen gebaden).*)
- Freitag: Grünkornsuppe, Kartoffelklöße von abgelochten Kartoffeln und gekochtes Bröckel.
- Samstag: Hagerloden-suppe, gebadene Leber, Feldsalat, Kartoffeln in der Schale.

Kochanweisungen.

Milchreis (im Bratofen gebaden): In eine mit etwas Fett ausgestrichene Porzellanschüssel kommt eine Obertasse Reis mit 1 Liter Milch, Zucker, Vanille, stellt diese, nicht zugebedt, in den Bratofen und läßt den Reis 1-1½ Stunde aufziehen, hellbraun werden und gibt ihn sofort zu Tisch. Nach Belieben kann man Fruchtstark oder Obst dazu reichen.

*) Siehe Kochanweisung.

Charade.

Das Erste hat stets kaltes Blut,
Doch schätzt man seine schwarze Brut.
Das Dritte und Zweite nach Haber und Zant
Pegrißt der Gerechte mit unigem Dank,
Dagegen zu freveln hat Mancher gewagt,
Doch bitter hat er sein Schicksal beklagt.
Zum mindesten ward er zu guter Letzt
Mit „Eins-zwei-drei“ vor die Tür gesetzt.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Magischen
Quadrats in voriger
Nummer:

H	A	H	N
A	R	I	E
H	I	R	T
N	E	T	Z